

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 193.

Donnerstag, den 20. August 1903.

18. Jahrgang

Indianerromantik einst und jetzt.

Von Dr. R. Hoff.

Es ist in der letzten Zeit in den Vereinigten Staaten ziemlich still über den roten Mann geworden, so daß man beinahe glauben könnte, er sei ganz ausgestorben oder ganz zivilisiert worden. Weder das eine noch das andere ist der Fall. Auf den unendlichen Hochebenen des Westens, auf den Sandwüsten der Prärien, die den Lauf der Felsen- gebirge begleiten, leben noch immer Indianerstämme in fast ungeschätzter Wildheit, vor allem die der Comanches, Apachen und Sioux. Sie halten sich zwar still und versteckt, gehen der Jagd und dem Fischfang nach, aber es sind noch immer dieselben gefährlichen Gesellen wie ehemals.

Wir haben in Deutschland schon wiederholt Gelegenheit gehabt, in Schaustellungen, in der Arena der wilden Völkerkämpfe, auch den roten Teufel zu Gesicht zu bekommen. Aber das waren schließlich doch nur, so zu sagen, angemaßte Indianer, Salonrohre, die uns die rechte Vorstellung von dem einsigen Verrückten der Prärien nicht geben. Man muß den guten Chingachgook, für den zu schwärmen jedem deutschen Gemüt erst- und eigentümlich zu- steht, schon bei sich zu Hause anschauen, um ihn in seiner ganzen, richtigen Wirklichkeit, wenn auch nur flüchtig, einmal zu begaffen. Vor kurzem hatte ich nun diese Lust. Wir waren in einer Warenkammer unterwegs zu einer solennen Partie durch die wilden Steppen von Kansas, Colorado und Neumexico. Mich amüsierte das Cowboyleben höchst, ich wäre aber noch vernünftiger gewesen, wenn uns auch einmal richtige Indianer dabei den Weg gekreuzt hätten. Das sollte nun auch geschehen, wie unser Wagenführer uns bereits in Aussicht gestellt hatte.

Schon am folgenden Tage, während unser Zug sich langsam vorwärts bewegte, sahen wir in der Ferne eine große Staubwolke aufwirbeln. Bald konnten wir in ihr die stampfenden Beine zahlreicher Pferde erkennen. „Sind das Indianer?“ fragte ich atemlos. — „Nein!“ schmauchte unser Führer. — „Das ist ein Trupp Pferdehändler.“ Die stehlen das Vieh, wo sie können. Oft rauben sie das- selbe Pferd, das sie heute verkauft haben, in der nächsten Nacht wieder. Das beste Mittel, sich vor ihnen zu schützen, ist, mittelgroße Tiere zu halten.“ Wir stoppten und ließen die faubere Gesellschaft an uns vorbeibrausen. Es waren wilde, verweterte Gestalten, in wollenem Hemd und Leder- hosen, mit hohen Stiefeln, Gürteln mit Siebenschnüren, Schlapphüten, kurz, die edelsten Cowboys, wie sie Buffalo Bill in Berlin noch nicht gezeigt hat. Vor sich her trieben sie Pferde und Maultiere. Wie ein Wirbelsturm rasteten sie an uns vorbei und ließen uns den Staub zum Schlucken zurück.

Während der Mittagsrast, die wir in der Nähe einer Sumpfschlucht hielten, und während wir, gemütlich auf der Erde gelagert, schmauschten, kam aus einem Lehmhütendorf, das in einiger Entfernung sichtbar war, braunes, zerlumptes Gefindel heran, Männer, Weiber, Kinder, halb nackt, ganz nackt, meist hatten sie nur eine schmierige, wollene Decke um den Leib geschlungen. Ihre Haare hing ihnen schwarz und struppig ins Gesicht. Die Strolche lauerten im Kreise herum nieder und sahen uns beim Essen zu. Gierig verfolgten sie jeden Bissen, den wir genossen, von seiner Geburt auf dem Keller an bis zum Verschwinden in unserer hungrigen Mäulern. Dabei schwaften sie lachend und gestikulierend und rauchten unablässig Cigaretten aus Mais- blättern. Immer mehr dieser Rumpaci kamen heran, oft auf kleinen, halbverhungerten Eseln reitend, und vielfach drei, vier Personen auf einem geduldigen Tier.

„Sind das Indianer?“ fragte ich schon ganz leinlaut unseren Führer. — „Nein!“ sagte der, „das sind erst Mexikaner, Halbblutgeschmeiß, aus deren Tiermäulern die königliche spanische Sprache wie ein Spott auf die Mensch- heit klingt.“

Während wir noch plauderten, kam eine Gesellschaft von fünf auf kleinen, reisenden, schlanken Ponies angeritten. Je ein Pferd hatte nur einen Reiter. Braunrote Gesichter, struppig schwarze Pferdehaare, die auf jeder Seite des Kopfes in eine Locke geknüpft und mit roten Bändern um- wunden waren. Wollene Decken um den Leib, Beine nackt oder in Mocassins, Güte trugen sie nicht. Sie machten in unserem Lager Halt und sprangen ab.

Ich starrte die Sippschaft an und brummte etwas von „Mausfallen widerum“ in den Bart. „Indianer!“ fauchte

unser Führer. — „Was — das wären? — Indianer. — Gumbag!“ rief ich. „Schwindel! Wenn das eine Vor- stellung wäre, ließ ich mir mein Entree wiedergeben. Slo- waken sind's, aber keine Indianer. Habe ich wirkliche In- dianer nicht hundertmal abgebildet gesehen, habe ich sie mir nicht in der Arena genau betrachtet, mit ihren wallenden Federbüschen, ihrem glänzenden Kriegsschmuck? Und dies Lumpenpack sollte? O Unfals, o Chingachgook, dreht euch im Grabe um ob eurer entarteten Kinder. Oder habt ihr in eurem Wigwam ebenso zerlegt und schmutzig ausgelesen, daß man euch lieber ein Stück Seife als einen Sechser schenken möchte?“ — „Unfals!“ brummte der Führer. „Sie waschen sich nie, und an ihrem Leibe ist es so lebendig, wie in einem Ameisenhaufen. Die zwei kleineren dort sind Weiber. Sehen Sie am Sattel das Weidengesecht, das wie ein Fischgräten ausseht? Darin steckt ein „Pappu“, ein Junges. Mit dem Kopf hängt's nach unten, aber das tut ihm nichts. Uebrigens, wenn sie ihre Weiber bei sich haben, sind sie friedlich. Sie können also ganz unbeforgt sein. Die kommen, um zu betteln oder zu tauschhandeln.“ — „So? Von denen möchte ich was anrühren! Nichtig, die drei da drüben haben Vögel und Pfeile. Und doch, es ist unmög- lich. Es sind „Mausfallen“, und ich wette, sie sprechen slowakisch!“

Da kam einer von ihnen, wahrscheinlich ein Häuptling, „die rote Schlange“ oder „der blutige Bär“, und bat in gebrochenem Englisch um etwas zu essen. Da wir nicht zum Verein gegen Straßenbettel gehörten, gaben wir der ganzen Sippe von unserem Vorrat. Die Häuptlinge grinsten dank- bar und verpackten das Erhaltene in ihren Sätteln. Aber die Weiber, die Weiber! — „Sind denn alle Indianer- mädchen so häßlich?“ — „Alle!“ — „Dah! ihr nie eine Schönheit unter ihnen gesehen?“ — „Niemals!“ — „Und die Blumen der Prärien?“ — „Schwindel!“ — „Von welchem Stamme sind diese?“ — „Apachen!“ — „Apachen? war nicht „die große Schlange“ ein Apache?“ — „Das weiß ich nicht; wenn er es war, war er ebenso schmutzig und jammerhaft wie dieser Tauscher. Sie sich aber nicht über die Gefährlichkeit dieser Leute. So freundlich und friedend sie hier sind, so wild und unmenschlich sind sie zu anderen Zeiten und wo sie die Lebermacht haben. Ich möchte ihnen nicht allein und unbewaffnet auf der Prärie begegnen. Natürlich, wenn sie auf dem Kriegspfad sind, dann sehen sie auch romantischer, schneidiger aus. Jetzt sind sie, so zu sagen, im — Stalkittel — anstatt in Paradeuniform!“

Ich war froh, als die Bande wieder aufbrach. Mühsch, das muß ich gestehen, war die Art, wie die Weiber auf Pferd stiegen. Einer der Männer duckte sich nieder, die Schöne setzte ihm den Fuß auf den Rücken, hob sich auf ihm empor und war mit einem Sprung im Sattel, natürlich nach Männerart. Nicht lange, so war die Gesellschaft davon- gebracht.

Am nächsten Tage fuhren wir durch ein regelrechtes Indianerdorf, in dem es außer Lehmhütten aus Baumzweigen auch ein paar Lehmhäuser gab. Eins der letzteren, sagte man mir, war ein Schulhaus. Es war gegen Abend, alles war auf der Gasse, die Dorfburden amüsierten sich mit einer Art „Pflöck- und Ringspiel“. Sie warfen dabei groß- artig. Als wir vorbeifuhren, wandten sie einen Augenblick die Köpfe nach uns, dann drehten sie sich wieder ihrem Sport zu. Die Weiber waren im Wigwam und schufteten, die Alten lagen auf dem Rücken und schmauschten.

Zwei Tage später rasteten wir bei einer Station, die ein biederer Deutscher hielt, der sich auch mit Bierbrauen abgab und ein trinkbares Glas fabrizieren sollte. In der Nähe seines Häuschens hatte er, gerade wie bei uns manche Klein- wirte, draußen primitive Bretterbänke mit Holzbänken für etwaige Gäste errichtet. Mit welchem Vergnügen wir uns auf die Tische stürzten und „Hier her!“ riefen, kann sich jeder denken. Unsere Kehlen lechzten.

Einer der Tische war besetzt. Es saßen an ihm drei struppige Gestalten in wollenen Decken, hatten drei schäu- mende Seidel vor sich und tranken sich mit Schmolli und Fiducit die Blume zu. Es waren Indianer. Unser Führer, der Sportkerl, behauptete, es sei der Chingachgook, Uncas und der teufliche Nagua. Sie saßen wie ein Loch, und Stalpielen konnten sie auch!



Adlerjagd in Tirol.

Im Tegeestale (Tirol) war kürzlich ein Adlerhorst entdeckt worden; ein erprobter Adlerjäger ließ sich an einem 20 Meter langen Seile an der Wand zum Horst hinab und brachte, ohne von den Alten irgendwie behelligt zu werden, das Junge glücklich herauf. Im Horst befand sich ein halb- verzehrtes Huhn. Mit Hilfe des jungen Adlers wurde dann der Versuch gemacht, die Eltern herbeizulocken; man fesselte ihn, aber in der Art, daß er genügend Spielraum hatte, sich zu bewegen, so daß die alten Adler ihn bemerken mußten, in der Nähe eines Felsvorsprunges, der zum Einschnurren oft benutzt wurde. Dieser Stelle gegenüber liegt ein Schirm, der zwei Jägern Schutz gewährt. Zuerst wurde das Weibchen, das eine Flugweite von 230 Centimeter hat, ab- geschossen, dann kam einige Stunden später auch der Vater. Das Junge gluckte wie ein Küchlein, das die Henne verloren hat, und streckte den Hals vor, so daß auch der Jäger auf- merksam werden mußte. In den Fängen trug der männ- liche Adler einen Alpenhasen. Auf etwa 18 Schritt Ent- fernung wurde er sicher erlegt, er hatte nur 190 Centimeter Flügelspannung. Die beiden Adler werden ausgestopft, der junge wird in einem zoologischen Garten Deutschlands seine ferneren Tage verbringen. — Auf ähnliche Weise gelang es den Tiroler Jägern Girschberger, Vater und Sohn, und dem Jagdaufscher Punt, einen Adlerhorst auszuheben, der in den Bräuterei-Häusern, unweit des Big Mont, zwei junge Steinadler barg. Während die alten Tiere abwesend waren, ließ sich Girschberger jun. an einem 29 Meter langen Seile in eine graufige Schlucht hinab, um das in eine ziemlich große Felsengrotte gebaute Nest zu erreichen. Die Jungen schienen circa vier Wochen alt zu sein. Ihrer habhaft zu werden und sie an die Oberfläche zu den anderen beiden Jagdteilnehmern zu bringen, war eine lebensgefährliche Arbeit.

Unter den schottischen Moorhühnern soll die Lungen- krankheit bedeutend aufgeräumt haben. Schuld daran trägt natürlich hauptsächlich die wechselnde Witterung. Zahlreiche Hühner sterben, während sie auf den Nestern sitzen, aber neben der Lungenentzündung sollen auch noch andere Ur- sachen, denen man bisher nicht auf die Spur zu kommen vermochte, die große Sterblichkeit herbeiführen.

Die Waldschnepfe ist ein dem Jäger und dem Fein- schmecker sehr sympathischer Vogel. Wenn wir den Storch in die Reihe der Philosophen stellen, so sind wir nicht minder der Schnepfe hinsichtlich schuldig. Wir erkennen bereit- willig ihren aristokratischen Standpunkt unter dem Feder- weibe an, insbesondere wegen ihrer vorzüglichen Leistungen auf unserer Tafel, wo sie dem Feinschmecker überaus wohl- tuend Junge und Gaumen fittelt.

Die Waldschnepfen finden sich im Frühling zahlreich ein. Während der Oktobernächte beginnt ihr Zug in wärmere Länder; am Tage rasten sie dann auf bewaldeten Höhen- zügen, am abends auf einem kleinen Streifzug in den von Wiesen, Viehweiden z. unterbrochenen Waldlichtungen ihrer Nahrung nachzugehen. Sie setzen sich dann auf Saatefelder und Wiesen, wo sie Käfer, Würmer und Schnecken zu sich nehmen, wobei ihnen der lange, unten lösselähnliche Schnabel, mit welchem sie das mürrische Erdreich fliegend zu sondieren verstehen, trefflich zu statten kommt.

Ihr Nest bereiten sie kunstlos unter kurzem Gebüsch oder im langen Gras, legen gewöhnlich vier schmutzgelbe, braunrot gefleckte Eier und brüten solche in drei Wochen aus.

Die Jungen werden, bevor sie flügge sind, auf das sorg- fältigste von der Mutter geschützt, und da Füchse, Raben, Marder, Iltisse, Wiesel und alle Raubvögel ihre Feinde sind, hat die Alte ihre volle Sorge und ist sogar mitunter ge- nötigt, sie einzeln zwischen die Beine nehmend, einem ge- sicherten Obdach zuzutragen.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Etage, an der Marktstrasse. 900

Möbel.

Ausstattungen auf Credit und gegen Baar
J. Jttmann,
Welt-Credit-Haus,
Bärenstrasse 4, 1.
8753

Den Eingang sämtlicher
Neuheiten
in
Hüten, Mützen u. Schirmen
erlaube mir zu den billigsten Preisen anzuzeigen.
Konrad Hehner,
Hutmacher,
Bahnhofstrasse 10. 6346

Ich verkaufe

infolge rechtzeitigen Abschlusses meine vorzüglich be-
währten Qualitäten Prima Krefelder

Strickwolle

bis auf weiteres noch zu den vorigjährigen billigen
Preisen und zwar das Loth zu

3	4	6	7	8 Pf.
1.45	1.90	2.90	3.30	3.80

und höher
in vielen Farben und Stärken vorrätig. 6306

L. Schwenck, Mühlgasse 9.
Strumpfwaren- u. Tricotagenhaus.

Meder's

Mechanische Teppich-Klopf- und Schüttelwerke

Wiesbaden, Köln, Bonn, Frankfurt a. M.

Besitzer:

Philipp Heyligenstaedt,

obere Dohrheimerstrasse und Yorkstrasse 19, 2.

Atelier
für Smyrna- und Perser-
Teppich-Reparaturen.

Chemische
Reinigungs-Anstalt für
Teppiche und Polster-
Möbel etc.

Motten-
Vernichtung unt. Garantie.

Conservierung gegen
Motten.

Telefon No. 2939.

6160



Nr. 193

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 20. August

1903.

Die Herrin von Kirby.

Roman von Ed. Wagner.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Welche unerwartete Wendung hatte diese nächtliche Trauung genommen und welche Umwandlung in der Stimmung des jungen Paares hatte diese Wendung verursacht! Mit welchen süßen, wonnigen Gefühlen und Empfindungen waren Lord Berry und Lady Helene der schottischen Küste zugefahren, wo der Pfarrer der kleinen Kirche sie zu einem ewigen, glücklichen Bunde vereinigen sollte! Wie waren ihre Herzen so voll süßen Glücks, so voll angenehmer Hoffnungen!

Und nun?

Lord Berry stand am Steuer seines Bootes, sehnstuchsvoll zu der Geliebten hinüberblickend, um die er Jahre lang geworben, und die ihm jetzt, kaum daß er sie gefunden und ihr Herz gewonnen hatte, in so empörender Weise entrisen worden war.

Groll und Haß gegen den Räuber seines Glücks waren die hauptsächlichsten Empfindungen, welche in seiner Brust tobten.

Seinen Stolz und seine Ehre fühlte er verletzt, und um Helenens Willen konnte er sich nicht an dem rächen, der ihn so schwer getränkt hatte.

Aber auch ein leiser Vorwurf gegen Helene drängte sich in diesem Wirrwarr von Gefühlen. Warum wollte sie ihr Geheimniß ihm nicht mittheilen, da sie doch selbst sagte, daß der Name Helene Cheverton rein und untadellos sei? Fast wollte ein Zweifel an ihrer Lauterkeit in seinem Herzen Platz greifen, der jedoch schon im Entstehen wieder schwand. Es konnte nicht anders sein, die Feinde Helenens hielten sie in steter Furcht mit der Drohung, ihr Geheimniß an die Öffentlichkeit zu bringen, um sie zu ihrem Zweck auszunutzen; dieses Geheimniß aber würde zu einem Nichts verschwinden, wenn sie sich hätte entschließen können, ihm dasselbe mitzutheilen.

Nachdem der erste Sturm in seinem Innern sich ein wenig gelegt hatte, fing er an, darüber nachzudenken, wie er die Geliebte aus der Gewalt jenes Nichtswürdigen befreien könne.

Lady Helene sah stolz und äußerlich ruhig und gefaßt da, aber innerlich war sie gebrochen und vernichtet.

Ihre Blicke schweiften hinüber zu dem Geliebten, nach dem ihr Herz sich mehr als je sehnte.

Jahre lang hatte ihr Geheimniß wie ein Alp auf ihr gelastet, sie hatte nicht gewagt, ihre Liebe zu Lord Berry diesem zu gestehen und als sie seinem Witten und Drängen nicht mehr widerstehen konnte, als sie es gewagt, das zu vergessen, was hinter ihr lag, sich der heiteren Gegenwart hinzugeben und von Glück zu träumen, da trat auch schon, wie zur Strafe, jenes Gespenst vor sie, welches sie stets so sehr gefürchtet — der Mann, dessen Gattin sie jetzt war.

Sie war jedoch zu stolz, um diesem zu zeigen, wie unglücklich sie sich fühlte, wie in diesem Augenblick ihr Geheimniß schwerer auf ihr lastete, als je zuvor.

Sie war entschlossen, sich ruhig in ihr Schicksal zu ergeben und standhaft ihr Leid zu tragen.

Buonarotti aber stand behaglich am Steuer, den Blick nur selten von seiner vornehmen Braut abwendend, die er mit Wohlgefallen und unheimlich lächelnd betrachtete.

Er war der Einzige, der mit dem Ausgang der Sache zufrieden war. Mehrmals hatte er versucht, eine Unterhaltung mit seiner Neuvormählten anzuknüpfen; doch diese gab ihm keine Antwort und stellte sich, als höre sie seine Worte gar nicht oder als wären sie nicht an sie gerichtet. So sah er sich denn schließlich zum Schweigen genöthigt.

Endlich erreichten sie den kleinen Hafen der Insel Kirby. Buonarotti befestigte das Boot, während Helene an's Land sprang und die wenigen Stufen hinaufstieg.

Auf dem Felsen blieb sie stehen, winkte Lord Berry, dessen Boot soeben in den Hafen einlief, noch einmal mit der Hand zu und ging dann schnellen Schrittes dem Schlosse zu.

Noch ein Wort, Helene! rief Buonarotti, ihr folgend.

Ich habe Dir noch viel zu sagen; ich muß Dich nothwendig noch einige Minuten allein sprechen!

Nicht in dieser Nacht, antwortete Lady Helene.

Es ist schon spät und ich habe keine Lust, noch anzuhören, was Sie mir zu sagen haben. Es ist genug für mich, zu wissen, daß Sie noch leben. Hätte ich das einige Stunden früher gewußt, würde ich nie daran gedacht haben, Lord Berry zu heirathen. Und doch hätte ich es denken können, fügte sie bitter hinzu, da eine innere Stimme mir von einer öffentlichen Heirath abrieth.

Ich sollte aber meinen, daß Sie vom heimlichen Heirathen genug hätten, bemerkte Buonarotti mit heissem Sarkasmus.

Lady Helene fuhr erschreckt zusammen und blieb stehen.

Bornebröthe bedeckte ihre Wangen, als sie, hoch auferichtet, ihm einen vernichtenden Blick zuwarf. Doch rasch kämpfte sie ihre Aufwallung nieder und sagte ruhig:

Lassen Sie unsere Unterredung hiermit beendet sein. Haben Sie mir mehr zu sagen, mögen Sie zu der zum Besuch geeigneten Zeit in's Schloß kommen.

Ein dunkler Schatten flog über Buonarotti's Gesicht; dann aber lachte er leise und sagte:

Wirklich?

Was sollte mich denn hindern, Mylady, jetzt mit Ihnen in's Schloß zu gehen? Ich bin Ihr rechtmäßiger Gatte wie Ihr Mädchen bezeugen kann; und wo die Frau weilt, muß ihr Mann auch willkommen sein! Ich werde mit Ihnen gehen und die Gastfreundschaft der Lady Ella in Anspruch nehmen.

Wenn Sie mir in's Schloß folgen, sagte Lady Helene drohend, und ihre Augen funkelten wie glühende Kohlen, so geschieht es auf Ihre eigene Gefahr.

Sobald Sie in's Schloß kommen und sich auf mich als Ihre Frau berufen, lasse ich Sie durch die Diener fortpeitschen. Sie wissen, daß ich das, was ich sage, auch halte.

Buonarotti stieß einen Fluch aus; er wußte, daß sie Wort hielt.

Ich will Ihnen nur noch zu verstehen geben, daß diese unglückselige Heirath in unserem Verhältniß durchaus nichts ändert, fuhr Helene fort.

Sie können unsere Heirath in allen Blättern veröffentlichen, wenn es Ihnen beliebt, ich werde nichts dagegen haben, aber merken Sie wohl, daß dieselbe nur eine Heirath dem Namen

nach ist. Wir werden uns niemals näher stehen, als in diesem Augenblick.

Sie wandte sich kurz um und eilte dem Schlosse zu, wohin ihr Mädchen schon langsam vorausgegangen war.

Lord Berry hatte die Unterredung von seinem Fahrzeug aus zum Theil mit angehört und war bereit, im Nothfall zum Schutz der Lady Helene herbeizueilen.

Er wartete nun so lange, bis er plötzlich einige Fenster im oberen Stock des Schlosses erhellt sah, von denen er wußte, daß sie zu Lady Helenens Zimmer gehörten.

So wußte er sie für diesmal in Sicherheit, spannte von Neuem das Segel und steuerte nordwärts.

Buonarotti hingegen schien keine Eile zu haben; er wartete und wartete, auf einer Felsbank sitzend.

Sie wird bald wieder herabkommen, um mit mir unter vier Augen zu sprechen, murmelte er, indem er leise vor sich hinlachte. Ich kenne den Stolz und die Furcht meines Weibchens zu gut; und sie wiederum weiß, daß ich mir keine Gewissensbisse machen würde, ihren Stolz zu beugen und sie bis in den Staub zu demüthigen. Sie weiß, daß sie in meinen Händen einer Maus in den Taten einer Katze gleicht; also ist es gewiß, daß sie in einigen Minuten vor mir auf ihren Knien liegen wird.

Aber aus den Minuten wurden Stunden, und die Ersehnte kam nicht.

Buonarotti wurde müde, und um nicht einzuschlafen, stand er auf und ging ungeduldig hin und her.

Fluch ihr! rief er, als sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, daß sein Warten vergebens war.

Sie will mir trohen! Aber sie soll sehen, wie wenig sie bei diesem Spiel gewinnt. Ich will ihren Stolz beugen und wenn ihr Derg dabei bricht! Nichts soll mich aus den Schranken bringen, in die ich durch den Zufall gedrängt worden bin — Lady Helene und ihr Vermögen sollen mir gehören!

Er preßte grimmig die Zähne zusammen und erhob drohend die Faust gegen das Schloß, dann drehte er sich rasch um und schritt dem nächsten Dorfe zu, in dem er sich einlogirt hatte.

Als am andern Morgen Olla und Helene sich im Frühstückszimmer trafen, verrath keine von ihnen auch nur durch einen Blick oder eine Miene ihre Angst und Trübsal.

Lady Olla war die Erste im Zimmer; sie war gerade damit beschäftigt, eine Hand voll Blumen, die sie soeben während eines Ganges durch den Garten und das Gewächshaus gepflückt hatte, zu einem Bouquet zusammenzulegen, als Lady Helene eintrat.

Wohl lag ein Zug von Schwermuth auf ihrem bleichen Gesicht, aber dieser schwand sofort und machte einem heiteren Lächeln Platz, als sie ihre Stiefschwester, welche in ihrem weißen Morgenanzug einen gar lieblichen Anblick darbot, so beschäftigt sah.

Schon wieder so fleißig, Olla! sagte sie mit natürlicher Heiterkeit und küßte ihre Schwester zärtlich.

Ich glaube wirklich, die Natur hat Dich dazu bestimmt, die Frau eines armen Mannes zu werden. Da hast Du die tüchtigste Haushälterin im ganzen Königreich und doch kannst Du es nicht lassen, überall selbst zuzusehen und Anordnungen zu treffen. Noch vor einer Viertelstunde sah ich vom Fenster aus, daß Du dem Gärtner Anweisungen gabst.

Ja, erwiderte Lady Olla leicht, aber doch mit leise bebender Stimme.

Ich will Gebrauch von meinen Rechten machen, so lange ich solche habe. Apropos!

Du warst gestern Abend spät aus, Helene, ich habe Dich gar nicht nach Hause kommen hören.

Lady Helene erröthete.

Ja, ich war noch spät aus, antwortete sie und kam leise in's Haus, um Dich nicht zu stören.

Aber was soll es bedeuten, Olla, wenn Du von Rechten sprichst, von denen Du Gebrauch machen willst, so lange Du welche hast? Hat sich Lord Dalton endlich erklärt und fürchtest Du etwa, daß Du als Lady Olla Dalton nicht ebenso gut Herrin von Kirby sein wirst, wie jetzt?

Ich wünsche meine Sorgen wären so kindischer Art, wie Du meinst, entgegnete Olla, aber das ist leider nicht der Fall. Mir stehen ernste und trübe Tage bevor.

Was ist denn geschehen? fragte Helene bestürzt.

Ich will es Dir erzählen, Helene, da Du es schwerlich errathen kannst. Wir haben einen Gast, er kam gestern Abend, und ich erwarte ihn jetzt jeden Augenblick zum Frühstück —

Einen Gast! Wer ist er?

Er nennt sich Lord Edgar Kirby, giebt vor, der Sohn meines Onkels Edgar und rechtmäßiger Erbe von Kirby zu sein.

Unmöglich!

So dachte ich anfangs auch, sagte Lady Olla mit bitterem Lächeln.

Und Du bist jetzt anderer Ansicht? fragte Lady Helene verwundert.

Du hättest nicht erlauben sollen, daß er die Nacht über hier blieb, denn er ist ganz gewiß ein Betrüger.

Ich wollte, ich könnte ebenso denken, wie Du, Helene, sprach Olla seufzend.

Er hat hinreichende Beweise von der Wahrheit seiner Angaben und ich habe sie gesehen und geprüft, auch brachte er mir einen Brief von meinem Vetter, Mr. Humphry Kirby, mit, in welchem die Angaben des jungen Mannes bestätigt werden.

Es scheint, als habe Mr. Humphry Kirby die Geschichte schon längst gekannt, aber geheim gehalten, weil er hoffte, daß der junge Mann niemals die Wahrheit erfahren würde. Ich kann Mr. Kirby vollkommen vertrauen, er ist mein zweiter Vormund und liebt mich mit väterlicher Zärtlichkeit.

Ich habe zu viel Beweise seiner Liebe, als daß ich an seinem Schmerz, den ihm das Auftreten des rechtmäßigen Erben verursacht, zweifeln könnte.

Aber Recht bleibt Recht, Helene! und wenn dem Fremden die Grafschaft gehört, so muß sie ihm anheimfallen. Wenn die letzten Schatten der Zweifel beseitigt sind, wenn meine beiden Vormünder die Beweise geprüft und zu Gunsten des Fremden entschieden haben, muß ich ihm Alles überlassen. Aber es wird mir schwer, Helene —

Ich kann es nicht glauben, daß des Mannes Ansprüche begründet sind, unterbrach sie Helene, ungeduldig vor Entrüstung.

Er ist ein Betrüger! Allerdings wäre es eine Thorheit, Mr. Kirby's Wort zu bezweifeln, da ich weiß, wie sehr er Dich liebt, aber kann der Brief nicht gefälscht sein? Ich möchte Dir rathen, sofort an Mr. Kirby und an Sir Arthur zu telegraphiren.

Mr. Kirby sagt in seinem Briefe, daß er heute oder morgen mit Sir Arthur hierher kommen wird. Also muß ich warten, wenigstens bis heute Abend.

Und bis dahin soll der Fremde hier verweilen?

Ehe Lady Olla antworten konnte, wurde die Thür geöffnet und der Gegenstand ihrer Unterhaltung trat ein.

Lady Olla stellte Mr. Kirby, wie er vorläufig genannt werden sollte, und Lady Helene gegenseitig vor, und Letztere war überrascht von der Ähnlichkeit des Mannes mit der Familie, deren Erbe und Hauptrepräsentant er zu sein angab.

Ihre Zuversicht, daß die Ansprüche des Mannes nichts als Betrug seien, schwand beim ersten Blick auf denselben, und je länger und schärfer sie ihn betrachtete, um so stärker wurde die Befürchtung, die Ansprüche möchten auf Wahrheit beruhen.

Ich bin erfreut, die Lady Helene Cheverton kennen zu lernen, sagte Mr. Kirby, indem er den ihm von Lady Olla angewiesenen Platz einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Sidi Muzza ben Ahmed.

Von Carit Et Har.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Omar antwortete nicht, sondern sah zur Seite, als wollte er dem Blicke seines Freundes ausweichen. Muzzas Gesicht wurde blasser, seine Augen leuchteten. „Es ist Muzza Ben Ahmed, der Herr über das ganze Land, der dich fragt!“

„Aehnelt Ali Kassi seinem Vater?“ fragte Omar endlich. Sie erzählen von ihm in Tizzi Duzu, daß er Wein trinkt und die Sitten der Fremden angenommen hat. Er ist Spahi, sagst du; ist das besser, als die Lehre des Propheten zu befolgen?“

„Ali Kassi ist so jung“, versetzte der alte Häuptling; „wenn er sich ein Weib nimmt, wird er bei uns wohnen und die Fremden vergessen. Was verlangst du also?“

„Zwölfhundert Francs sind nicht zu viel“, äußerte Omar.

„Zwölfhundert Francs sind das Doppelte von dem, was jede andere Frau kosten würde; doch sie ist aus deinem Geschlecht, und ich will nicht feilschen. Gehen wir zum Schreiber und lassen wir den Brief aufsetzen.“

„Weshalb eilst du so? Die Sonne geht unter, und die Dunkelheit bricht herein; warten wir bis morgen.“

„Ich will mit einer guten Handlung zur Ruhe gehen“, sagte Muzza; „morgen kommt Ali Kassi heim, dann soll meine Gabe bereit sein.“

„Gut“, versetzte Omar; „es geschehe nach deinem Willen; zwölfhundert Francs und die kleine Summe für den Schreiber; gehen wir zu ihm!“

Am nächsten Tage kam Ali Kassi nach Hause.

Er war ein junger Mann mit dunkelbrauner Hautfarbe, einem kleinen schwarzen Spitzbart und dunkel leuchtenden

Augen. Er nahm sich in seiner weiß-roten Spahitracht vor-
trefflich aus und trug die Medaille an einem langen Band
auf dem Mantel. Er war außerdem ein vollendeter Reiter.
Sidi Muzza hatte vor seiner Tür gestanden und vom frühen
Morgen nach ihm ausgeschaut; seine gewöhnliche Würde
und Rüste verschwand im Glücke des Augenblicks, daß er
seinen Sohn wieder hatte. Er war vollständig verändert,
ähnelte sich gar nicht mehr selbst, folgte seinem Sohne über-
allhin, streichelte sein Pferd, bewunderte seine Waffen und
lauschte mit tiefer Andacht auf die wunderbaren Geschichten,
die Ali zum besten gab.

Muzzas Haus war klein und eng und in zwei Räume
eingeteilt; in dem einen standen die Pferde, und zwischen
diesem und dem Wohnzimmer war eine große Decke aus ge-
flochtenem Stroh aufgehängt. Drei ungeheure Thonkrüge
bargen den Vorrat an Korn und Kaffee; mitten auf der
Erde war ein Holzstoß angezündet, über dem der Kaffee-
kessel hing; in der Nähe hatte Muzza einen Haufen getrock-
neter Schaffelle niedergelegt, über die er eine bunte Decke
gebreitet hatte, — das sollte Alis Bett sein. Der junge
Spahi sah sich in diesem übelriechenden Raum ohne Licht
und ohne Sonne um; er war so lange an die lustigen Säle
der Kaserne, an die Späße und das Lachen der Kameraden
gewöhnt. Er gähnte.

„Vater, ich langweile mich schrecklich; ich muß fort und
einen Sergeanten aus Dra-el-Mizan begrüßen, dem ich etwas
zu bestellen habe“, sagte er, nachdem er eine Menge Cigarren
geraucht und all die Gerichte vertilgt hatte, die der Vater
ihm vorsetzte.

„Morgen!“ sagte Sidi Muzza.

„Wollen wir nicht ein wenig fortgehen und zusehen, wie
die Pferde in der Schmiede beschlagen werden?“ fragte er
am Nachmittag.

„Morgen!“ wiederholte Muzza.

„Teufel!“ rief er kurz darauf; „ich muß sofort weg und
mich bei dem Kommandanten auf dem Fort melden. Das
hab ich ganz vergessen. Das lohnt sich wohl nicht, daß du
mitkommst? Ich werde lieber allein gehen.“

Doch Sidi Muzza wollte mit, und sie wanderten zur
Festung hinauf. Ali ging in das Bureau, Sidi Muzza
setzte sich draußen auf die Steintreppe und wartete. Er sah
nach jedem, der da kam, doch Ali ließ sich nicht blicken. Es
verging eine Stunde, es vergingen zwei; es dunkelte, und
Ali ließ sich noch immer nicht blicken. Sidi Muzza sah
noch immer auf der Treppe, stumm zusammengekauert und
zeichnete mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Ali kam
nicht.

„Worauf wartet ihr, Rabi?“ fragte eine Ordonnanz,
die mehrmals aus der Tür getreten war. „Auf euren Sohn?
Ja so —“ die Ordonnanz brach in Lachen aus. — „Der
Teufelskerl hat euch einen Streich gespielt, er ist schon vor
zwei Stunden fortgegangen; er hat sich zur andern Tür
hinausgeschlichen und sitzt jetzt oben bei der Marketerin
auf dem Berge, wo er mit seinen Kameraden zecht; dort
könnt ihr ihn treffen.“

Sidi Muzza zog die Kapuze tiefer über den Kopf und
wanderte zur Marketerin. Die Fenster standen offen,
die Stube war voller Soldaten; Lachen und Gesang klang
ihm entgegen. Ali Kassi sah an einem Tisch, von einer
Schar lustiger Kameraden umgeben; er hatte seinen Burnus
an die Wand gehängt, die Uniform aufgeschöpft, trank,
rauchte Cigarren und erzählte neues aus Algier. Eine Reihe
leerer Weinflaschen stand vor ihnen; es wurden weitere
Flaschen gebracht, es wurde angestoßen und gesungen, und
man hörte nichts weiter, als Lärm, Lachen und Jubel.
Sidi Muzza stand draußen im Mondschein und sah ins Fen-
ster hinein; in seinen Burnus eingehüllt, lehnte er sich an
die Wand, und seine harten und düsternen Züge verrieten
einen unendlichen Schmerz.

Da kam ein Mann die Treppe herauf, die von der
Straße her zur Bude der Marketerin führte. Er schlich
sich vorsichtig und lautlos näher und blieb in einiger Ent-
fernung von Sidi Muzza stehen; dann beugte er sich nach
den offenen Fenstern, so daß er alles wahrnehmen konnte,
was in der Bude vorging. Der Mann war Omar Ben
Bammun. Als er gesehen, was er wollte, nahm er ein Papier
aus seinem Burnus, zerriß es in mehrere Stücke und gab
es Muzza. Darauf drehte er sich um und verließ die Stelle,
ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Das
zerrißene Papier war Alis Chekontrakt.

Kurz darauf schlug es neun Uhr. Die Trompeter riefen
die Soldaten heim zur Kaserne, und der Gendarm klopfte
an die Läden der Marketerin, zum Zeichen, daß sie schlie-
ßen sollte.

Als Ali Kassi aus der Bude trat, ging Sidi Muzza auf
ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ach, du bist noch da?“ sagte Ali etwas verwirrt und
stammelnd. „Ja, ich bin da oben aufgehalten worden, ich
konnte den Kommandanten nicht finden. . . Da kamen ein
paar Kameraden, die nötigten mich, ihnen zu folgen, ganz
gegen meinen Willen. Laß uns heingehen; komm, und
nimm mich unter den Arm. — Schlechte Treppen hier, so
steil wie eine Kirchturmspiße. — Nein, Vater, wie wir uns
amüsiert haben, und wie schön das war; nein, das glaubst
du nicht. — Morgen sangen wir von neuem an. — Ist
das auch wahr, wirklich wahr, daß der Prophet uns das
Weintrinken verboten hat? — Warum ließ er uns denn da
die Trauben vor der Nase wachsen? — Welchen Wein trinkst
du am liebsten? — Ach so, du trinkst ja keinen Wein; aber
ich sehe den Fall, daß du dich einmal dazu entschließen wür-
dest, welchen Wein würdest du vorziehen, Chablis oder
Portwein? — Schlechte Wege hier auf diesem weißen Kalk-
grund, glatt wie ein Spiegel; es ist unmöglich, sich darauf
aufrecht zu erhalten.“

Sidi Muzza stand still; das Mondlicht fiel klar und
zitternd auf sein Gesicht; er sah schrecklich blaß und lei-
dend aus.

„Da oben liegt das Grab deines Stammvaters Amo-
fran“, sagte er und zeigte auf das kleine Marabutgrab vor
dem Fort.

„Richtig!“ sagte Ali; „da liegt ja die alte Haut! Ja
gewiß, das war damals; aber die verdammten Franzosen
stürzen ja alles um. Reisen sie vielleicht nach Mekka, wan-
dern sie barfüßig nach den heiligen Gräbern? Fällt ihnen
gar nicht ein, und doch sind sie ebenso dick und fett wie
wir.“

Sidi Muzza zog heftig seinen Arm aus dem Alis. Was
er hörte, war unmöglich, unglaublich!

„Na, na, Vater“, fuhr der Spahi lustig fort, „mach nur
kein so ängstliches und düsteres Gesicht. Morgen gehen wir
zusammen zum Marabut; ich werde alle Gebete aussagen,
an die ich mich erinnern kann, aber jetzt wollen wir nach
Hause steuern, ich will schlafen, nimm mich wieder unter den
Arm.“

Am nächsten Morgen stand Ali früh auf, um sein Pferd
zu putzen. Er vergaß das Morgengebet, bis Sidi Muzza
seinen Burnus auf der Erde ausbreitete und vor ihm nieder-
kniete.

„Es ist wahr“, sagte er, „die Stelle habe ich ganz ver-
gessen. Ja, ja, man kommt bei so etwas aus der Gewohn-
heit.“

Mit diesen Worten kniete er nieder und betete an sei-
nes Vaters Seite. Dann sang er Bruchstücke aus der Mar-
seillaise, während er die Mähne seines Pferdes glättete
und er erzählte den Fremden, die am Hause vorüberkamen,
Geschichten.

„Vater, Vater“, sagte er, „steh doch nicht so düster und
melancholisch drein; heute wollen wir auf die Wachparade;
— dann muß ich zum Kommandanten hinauf; — auf Ehre,
er verlangt es. Das dauert nur einen Augenblick; dann
gehen wir hinunter und sehen uns die Arbeiten in der poly-
technischen Schule an; du gehst mit, das kann sehr amü-
sant werden.“

„Sidi Amofrans Grab!“ sagte Muzza.

„Ja, gewiß; das ist wahr; aber das schieben wir wohl
am besten bis zum Abend auf; es ist ja noch lange bis da-
hin, die Sonne brennt so auf dem weißen Weg; wir würden
beide wie Talglichter schmelzen.“

„Wir gehen sofort hin“, sagte Sidi Muzza mit lauter
Stimme und einem Gesichtsausdruck, der keine Erwiderung
zuließ.

„Gut“, versetzte Ali, „so mag es denn geschehen, gehen
wir gleich hin.“

Mit diesen Worten nahm er seinen Burnus um und
folgte Muzza.

Unten auf dem Wege kam ihnen eine Schar singender
Zuaven entgegen. Als sie Ali und den alten Rabi sahen,
bildeten sie einen Kreis um sie, hießen den Spahi willkom-
men und beglückwünschten ihn zur Medaille. Er sollte sie
durchaus zur nächsten Weinschenke begleiten, zwei Schritte
von hier, damit sie auf seine Gesundheit trinken konnten.

Er brauchte ja schließlich nicht mitzutrinken, wenn er nur dabei war.

Ali sah auf seinen Vater und dann auf das Grab des Marabut. Das war eine willkommene Gelegenheit, sich aus dem Staube zu machen.

„Du hörst ja, sie lassen mich nicht los“, flüsterte er; „diese Satanskriecher! Man kann ihnen nicht entgehen — nur einen Augenblick, nur fünf Minuten. Ich bin gleich wieder zurück, ich trinke keinen Wein, bei meiner Ehre! Er taugt nicht so früh am Tage; nur einen kleinen scharfen Kognak; der kratzt die Kehle aus.“

Sidi Muzza zog die Kapuze tiefer ins Gesicht, seine Augen schossen Blitze; seine blauweißen Rippen stießen Worte aus, die Ali nicht hörte. Die Kameraden hatten ihn unter den Arm genommen und schleppten ihn fort nach der Weinschänke. Sidi Muzza folgte ihnen, blieb draußen stehen und wartete.

Die Sonne schien, die Vögel sangen; über den Weg zogen Scharen von Arabern und französischen Kolonisten, die auf schwer belasteten Pferden und Maultieren Lebensmittel nach der Festung brachten. Der Fahrweg war damals noch nicht angelegt. Drinnen in der Schänke lärmten und sangen sie; es war derselbe Aufruhr wie gestern, nur bei anderer Beleuchtung. Und wie gestern kam Omar Ben Zamun auch heute vorbeigeschlichen und blickte vorsichtig und lauernd ins Fenster hinein, ohne etwas zu sagen. Muzza verneigte sich tief vor ihm, doch der andere tat, als hätte er ihn gar nicht gesehen, und seine Rippen zitterten wie in einem Krampf.

„Du hast meinen Gruß empfangen“, sagte er, „gib ihn mir zurück!“

„Ich habe nichts empfangen und nichts zurückzugeben“, versetzte Omar und wandte sich zum Gehen.

Kurz darauf kam Ali heraus.

„Komm jetzt zu Amokrass Grab“, sagte der Vater.

„Nun, meinetwegen; wenn es nicht anders sein kann. Aber hättest du nicht erst Lust zu einem kleinen Kognak? — Nur zwei Tropfen, Vater; das stärkt und gibt gute Laune.“

„Gehen wir“, sagte Muzza, und nahm ihn unter den Arm.

Nach diesen Worten wanderten Vater und Sohn den weißen Landweg zum Grab des Marabut.

Gegen Mittag sah Omar Sidi Muzza allein durch die Straßen gehen, langsam und würdig wie sonst.

„Folge mir“, sagte Muzza mit leiser Stimme. „Gestern begann dein Monat; jetzt bist du Kadi.“

„Wohin rufst du mich?“

„Das sollst du gleich erfahren!“

Die beiden Alten wanderten nach dem Grab des Marabut.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Omar.

„Dort auf der anderen Seite liegt ein toter Mann“, versetzte Muzza.

Omar ging hin. Im Sonnenlichte ausgestreckt lag Ali Kassis Leiche, das Antlitz mit einer Kapuze zugedeckt. Als Omar die Kapuze zur Seite zog, erblickte er den Schaft eines breiten Messers, dessen Klinge in der Brust des Toten steckte.

„Wer hat das getan?“ fragte Omar.

„Das mußt du herausfinden; in diesem Monat bist du ja Kadi. Du wirst die Leiche auch in mein Haus bringen lassen.“

„Dann ist es gewiß das Beste, du versteckst erst das Messer“, sagte Omar; „man könnte es sonst leicht erkennen. Dein Merkzeichen steht auf dem Schaft, soweit ich sehen kann.“

Während er das Messer aus der Wunde zog und es Muzza reichte, freuzte er beide Arme über der Brust, beugte sich vor ihm zur Erde nieder und berührte seinen Burnus mit seinen Rippen.

Jetzt gab er ihm seinen Gruß zurück.

Sidi Muzza zitterte; seine weißen Zähne schimmerten zwischen seinen schmalen Lippen, während er zu lächeln versuchte und mit leiser Stimme antwortete:

„Besser ein toter Sohn als ein entarteter; sagtest du nicht so?“

Darauf zog er vorsichtig die Kapuze über des Toten Antlitz und wanderte mit Omar zum Dorfe zurück.

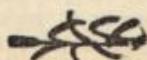


Tierwanderungen im hohen Norden.

Bemerkenswerte Veränderungen in den Gewohnheiten der arktischen Tierwelt haben in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der skandinavischen Naturforscher auf sich gelenkt. Im Frühjahr dieses Jahres machte sich ein auffälliger Zug von verschiedenen, hochnordischen Robbenarten (sog. Grönlandsseehunden und „Klappmützen“), sowie Weißwalen an der norwegischen Küste bemerklich, welcher zur Ausrüstung mehrerer staatlicher Jagdexpeditionen zum Schutze der bedrohten Küstentiere führte. Jenen unerwünschten Gästen sind jetzt ganze Scharen besiedelter Polarbewohner gefolgt, welche sich teils an der skandinavischen Nordwestküste, teils im Bereich des Bottenischen und Baltischen Meeres ausgebreitet und dort dem Anscheine nach bis auf weiteres festen Fuß gefaßt haben. In den Umgebungen der Insel Gotland sind u. a. Tausende von Sieringsalten, Eisälken und anderen verwandten Arten, die in ihren hochnordischen Wohnstätten die berühmten „Eiderberge“ bevölkern, beobachtet worden. Selbst der sehr seltene Mormonentaucher, welcher seine entlegenen Brutstätten sonst nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen zu verlassen pflegt, ist in den skandinavischen Fjorden und Schären eine sehr gewöhnliche Erscheinung. In ornithologischen Kreisen ist man geneigt, dieses ungewöhnliche Massenauftreten arktischer Tierarten auf einen durch klimatische Einflüsse wachgerufenen Wandertrieb zurückzuführen, wie er schon früher verschiedentlich, wenn auch nur in großen Zwischenräumen, beobachtet worden ist. Aus den Aufzeichnungen der älteren Forscher geht hervor, daß es sich stets um eine Vegetationsperiode abnorm warmer Sommer beziehentlich vorzeitig eingetretener Schmelzperioden in den Polarregionen handelte, die in den Tieren jene fieberhafte Unruhe erweckte und sie zum Teil bis tief an die europäische Westküste führte.



Der Sonnenschein als Beder. Der Landwirt, der Gärtner, der Forstmann und der Ausflügler, die auf gutes Wetter warten, und am Morgen, wenn die Sonne lacht, sofort aufstehen wünschen, werden einen Bedapparat willkommen heißen, der nur durch die auf ihn fallenden Sonnenstrahlen in Tätigkeit gesetzt wird. Eine Welle trägt, strahlenförmig im Umkreise und senkrecht aufsteigend, eine Anzahl Stifte, die je einen flachen Quecksilberbehälter tragen. Jeder dieser Behälter besitzt einen rohrartigen Ansatz, mit dem er den zugehörigen Stift zwar dicht, aber doch so leicht umschließt, daß er sich auf ihn hin und her schieben kann. Spiralfedern ziehen die Quecksilberbehälter an die Welle heran und verhindern, daß letztere von den Stiften herunterfallen. Ein innen geschwärtztes Gehäuse umgibt die Behälter zum größten Teil und läßt bloß einen Spalt offen, durch den immer nur zwei der Behälter für die Bestrahlung durch die Sonne freiliegen. Aus diesen Angaben läßt sich bereits die Wirksamkeit des Apparats entnehmen. Durch den Einfluß der Wärmestrahlen der Sonne beginnt das Quecksilber in den getroffenen Behältern sich auszudehnen. Diese verschieben sich daher, mittels ihrer rohrartigen Ansätze auf den Stiften gleitend, nach außen und führen dadurch eine Verlegung des Schwerpunktes im Apparat herbei. Die Folge ist, daß sich die Welle so weit dreht, daß die beiden bestrahlten Behälter in das Geleise zurückgehen und dort sich langsam abkühlen, worauf sie durch die Federn wieder an die Welle herangezogen werden. Diese geringe Drehung der Welle wird in bekannter Weise benutzt, um eine Alarmanlage, ein elektrisches Läutewerk oder eine durch Gewicht oder Feder betriebene Glocke zum Tönen zu bringen. Reicht aber die Drehung noch nicht aus, um die gewünschten Effekte hervorzubringen, dann führt die Bestrahlung der zwei folgenden Quecksilberbehälter eine weitere Drehung der Welle herbei und jetzt dadurch das Rasselwerk von neuem in Tätigkeit.





Nr. 34.

Donnerstag, den 20. Juli 1903.

18. Jahrgang

Der Tourist.

Den Rucksack auf dem Rücken
Und in der Hand den Stab,
Bald über Steg' und Brücken,
Thalein, bergauf, bergab,
So über blumige Matten,
Theils durch den dufenden Hain:
So wand're ich heut im Schatten
Und morgen im Sonnenschein.

Mich trieb ein freudig Hoffen
Den stolzen Bergen zu.
Ich halte die Augen offen
Und möglichst den Beutel zu.
Mein Hoffen ist halb zu Ende,
Mein Beutel ist beinah leer.
— Das machen die offenen Hände,
Der Nebel wogendes Meer. —

Ich zog aus kühlem Grunde
Hinauf ins schroffe Gestein.
Schon um die Mittagsstunde
Hüllt mich der Nebel ein.
Nun frag' ich behutsam wieder
Hinab zum kühlen Thal.
Da strömt der Regen hernieder
Im unaufhörlichen Strahl.

Und hinter den Wirthshausmauern
Träum' ich entgegen der Nacht.
Wie lange wird sie noch dauern,
Die segenspendende Nacht?
Da lächelt der Wirth verständlich
Und zuckt die Achsel dazu.
Ich aber ärg're mich schändlich
(Das einzige, was ich hier thu.)

Beim Mäuschen dieser Gewässer
Ist ein Entschluß mir gereift,
Wie ihn wohl größer und besser
Nur selten der Wand'rer greift:
Daß war der Entschluß zur Kneipe!
Nun leerte ich Maß um Maß.
Da lachte der Wirth: „So bleib' nur,
Im Keller liegt manches Faß.“ —

Da klang zur Fiedel die Zither
Bis in die sinkende Nacht,
Bis man den fahrenden Ritter
Hat sanft zur Ruhe gebracht.
Nicht hab' ich fürder dem Regen
Und nicht dem Winde gelauscht,
Ich habe bis Mittag gelegen,
Gehörig — almen-berauscht. —

Nun ist mein Hoffen zu Ende,
Mein Beutel ist völlig leer.
— Das machen die offenen Hände,
Der Nebel wogendes Meer.
Wirthstöchterlein zupft sich am Wiederk
Erröthend gar hold und heiß
Und sagt: „Beehren's uns wieder!“
Na, Rädel, wer weiß! — wer weiß!

Wau-wau.

Ostasiatisches Kriegsgerassel.

Es schneiden der gelbe Japanmann
Und der russische Bär Grimassen
Einander . . . man glaubt, sie kriegen sich
Schon bald beim Kragen zu fassen!

John Bull, der Unerfättliche,
Grollt seit langem diplomatisch,
Er fordert die Räumung der Mandschurei
Mit voller Entrüstung emphatisch.

Der schlaue Ching-Chang-Chinamann
Lacht fröhlich sich in die Häuste,
Lacht Tertius gaudens profitiert
Er bei der Sache das Meiste!

Wenn die weißen Teufel unter sich
Entzünden des Krieges Fackel,
Dann ist desto ungestörter ja
Das alte Boger-Spektakel:

Dann kann man in Peking wieder einmal
Nach allen Kräften trachten,
Zu einem schwachhaften Dejeuner
Die Gesandten abzuschlachten!

Dann erscheint kein General-Marschall,
Den Uebermuth zu zügeln . . .
Die Mächte haben unmöglich Zeit,
Sie müssen sich selber prügeln!

Auch ein Besuch bei Goethe.

Humoreske von Adolf Hölzer.

Madame Puske sitzt in ihrem hübsch und niedlich eingerichteten Wohnzimmer und liest das „Berliner Intelligenzblatt.“

Sie ist eine runde frische Vierzigerin, klein von Statur, mit rothen, fettglänzenden Wangen und üppigem Kinn. Um ihren vollen Hals windet sich eine Korallenkette und die dicken Ohr-Läppchen schmücken lange, tropfenartige Ohrgehänge von hellem durchsichtigem Bernstein. Ihr Gatte war Schlichter und hatte ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, von dessen Zinsen sie bequem leben konnte. Ihr Junge besuchte das alte graue Gymnasium zu Berlin war aber im Lernen etwas zurückgeblieben, weshalb sie sich entschloß, ihm Nachhilfestunden erteilen zu lassen.

Frau Puske ist mit ihrer täglichen Lektüre noch nicht zu Ende, als es an ihre Thüre klopf. Herr Julius Kraushaar tritt ein und verneigt sich vor der kugelrunden Schlichterin tiefer als gebräuchlich. Er ist ein hübscher junger Mann von beiläufig 18 Jahren, dem Geist und Bildung aus den Augen leuchten. Sein Aeußeres trägt in einer Hinsicht gewissermaßen seinen Namen. Er hat kohlschwarze, gekräuselte Haare, die muthwillig sein hübsches Gesicht umrahmen, ist groß und schlank gewachsen und verbindet mit einnehmenden Mienen ein Selbstbewußtsein, das nicht ganz frei von Stolz ist, wie man dies häufig bei begabten jungen Männern findet. Leider ist er sehr arm und auf Stundengeben angewiesen, daher auch das tiefe Kompliment vor der Frau Puske.

„Sie sind also der neue Lehrer, der mir vom Herrn Professor Heinz empfohlen wurde?“ sprach nach den ersten einleitenden Worten die Fleischerfrau und musterte dabei Kraushaar von oben bis unten mit kritischem Blick.

„Ja wohl, Frau Puske“, antwortete der junge Mann, „der bin ich. Mein Name ist Kraushaar.“

„Nun, was wollen Sie denn vor die Stunde haben?“

„Fünf Silbergroschen, Madame.“

„Was? Fünf Silbergroschen? Das ist viel.“

„Es ist der übliche Preis, der in Berlin für Privatstunden bezahlt wird.“

„Nu, da leg ich lieber noch einen Silbergroschen drauf, dann bekomme ich einen mit Augenkläsern.“

„Frau Puske“, erwiderte Kraushaar, nur mit Mühe das Lachen unterdrückend, „wenn es sich nur darum handelt, so werden wir sicher handelseinig.“ Mit diesen Worten zog er ein Leder-Futteral aus der Tasche, entnahm ihm eine silberne Brille und setzte sie auf seine Nase. „So, Madame“ sprach er dazu lachend, „jetzt haben Sie einen Instruktur mit Augenkläsern und mit silbernen noch dazu. Ich bitte demnach um sechs Silbergroschen für die Stunde und gleichzeitig um Angabe der Zeit und der Tage, an denen ich die Stunden erteilen soll.“

Frau Puske erklärte sich damit einverstanden. Es gefiel ihr ausnehmend gut, daß der junge Mann die klügliche Augenkläserfrage so gut und prompt gelöst habe, denn es schien ihr etwas ganz Neues zu sein, daß man Brillen auch mit sich in der Tasche herumtragen könne und offenbar lebte sie in dem Wahn, gelehrte Leute kämen gleich mit Brillen auf der Nase zur Welt.

Die erste Stunde, die sich um die lateinische Sprache drehte, ließ Frau Puske kalt, auch die zweite und dritte, die dem Rechnen und der Geographie gewidmet waren, dagegen interessirte sie sich für die vierte Stunde, in der die deutsche Sprache mit klassischen Musterbeispielen behandelt wurde, außerordentlich. Und als ihr Sohn anfang zu lesen: „Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel“, sah Frau Puske eine neue Welt vor sich erstehen. Sie hielt den Athem an und lauschte den Worten wie einem Evangelium, und nicht minder lauschte sie den erklärenden Bemerkungen Kraushaars, die dieser beifügte und einslocht. Als das Gedicht durchgenommen war, fragte sie den Hauslehrer, wer denn das „schoene Gedicht“ verfaßt hätte.

Dieser gab zerstreut zur Antwort — „Goethe.“

Raum war den Lippen Kraushaars dieses Wort entflohen, als er natürlich sofort den Irrthum erkannte. Was sollte er nun thun? Sich verbessern? Unmöglich. Er hätte sich damit eine Blöße gegeben, die ganz seltsam gedeutet werden konnte. Daß Kraushaar wußte, wer der Dichter sei, darüber besteht nicht der allerleiseste Zweifel. Er war in Gedanken oder hatte sich versprochen, er war im Geiste vielleicht beim Präpariren eines Goetheschen Gedichtes für eine andere Lektionsstunde.

Aber das Wörtchen war einmal heraus, unwiederbringlich gesprochen und er konnte es nicht mehr zurücknehmen, wenn er anders seiner Gelehrsamkeit und Würde als Hauslehrer nicht einen argen Stoß versetzen wollte. Er ließ sie daher in dem Glauben. Die Frau Puske hatte kein schlechtes Gedächtniß, und

es ereignete sich in den deutschen Stunden später noch öfter, daß sie zu Kraushaar sagte: „Nehmen Sie doch wieder einmal mit Frigen das schoene Gedicht von Goethe durch. Sie wissen schon: „Sei mir gegrüßt, du Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel.“

Sei mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint.“

Aus Madame Puske war ein vollendeter Schöngest geworben. Nicht allein an den Goetheschen, auch an den Schillerschen Gedichten fand sie großen Gefallen.

Eines Tages rückte sie mit dem Bünche heraus, sämtliche Gedichte Goethes und Schillers zu besitzen und kennen zu lernen. Sie handigte daher Herrn Kraushaar zwei Thaler ein und bat ihn, ihr für dieses Geld die beiden Bände zu besorgen.

Herr Kraushaar sah unfehlbar in der Tasche. Was sollte er thun? Jetzt noch nach so langer Zeit seinen Fehler und seinen Irrthum einzugestehen, das ging schlechterdings nicht mehr. Er sann daher auf ein anderes Auskunftsmittel und es dauerte gar nicht lange so hatte er es gefunden. Er kaufte die beiden Bände in dem gleichen Format der sogenannten Stuttgarter Klassiker-Ausgaben und ging damit zur Buchbinderei. Dort ließ er die Titel aus den Büchern heraus schneiden, und vertauschte sie gegenseitig, so daß die Gedichte Schillers das Titelblatt der Goetheschen Gedichte und die Goetheschen jene der Schillerschen erhielten. Ueber Nacht beschwerte und preßte er die Bände noch tüchtig mit einem schweren bleiernen Tabakskasten und schritt dann des andern Tages wohlgemuth nach der Wohnung der Madame Puske, wo er sie ihr feierlich übergab.

Diese that sehr erfreut und das erste war, sogleich den „Spaziergang“ ihres Lieblingsdichters Goethe aufzuschlagen, den sie auch richtig auf Seite 95 fand und dessen ersten Strophen sie auch gleich in der dazu gehörigen Stellung und nöthigen Emphase herlas.

Frau Puske fühlte sich in ihrer neuen Sphäre glücklich. Sie lernte eine Menge Goethescher und Schillerscher Gedichte mit vieler Mühe und großem Fleiße auswendig und proßte mit ihren klassischen Zitate bei den Nachbarinnen in so auffallender Weise herum, daß diesen angst und bange wurde. Besonders zu Goethe fühlte sie sich hingezogen, aber auch vor Schiller hatte sie Hochachtung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß in ihr der Gedanke aufstieg, die beiden Dichter-Helden von Angesicht zu Angesicht zu schauen und persönlich kennen zu lernen.

Mit Schiller war dieses allerdings nicht mehr möglich, denn er ruhte bereits in dem kühlen Schoße der Erde. Aber Goethe, den sie wegen seines „Spazierganges“ so sehr verehrte, seine Excellenz der Weimarsche Minister und große Dichter, lebte noch.

Da Madame Puske Geld genug besaß, um sich auch einmal etwas anderes anzusehen, als die Herrlichkeiten Berlins, so entschloß sie sich, Weimar aufzusuchen und dem Dichterkönig ihre Aufwartung zu machen.

Vor Frau Puske liegt die leuchtende Pracht der Frühlingswelt. Rosige Blüthen, Licht und Düfte wehen; mit grünem Wipfel dunkelt verschleiert der Wald und im Busche ertönt das süße Lied der Nachtigall.

Trotzdem Frau Puske reich war, so warf sie doch nichts zum Fenster hinaus; sie war wie alle vernünftigen Leute sparsam. Gewiß wäre ein eigener Reisewagen bequemer und vorthellhafter für sie gewesen, aber sie zog den billigeren Postwagen vor. Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen. Außer einem Reisekleid nahm sie noch ihr schwarzes, schwer seidenes Hochzeitskleid mit, um möglichst würdig vor dem großen Mann zu erscheinen.

Heute sitzt sie in der schwerfälligen Postkutsche, den Band der Goetheschen Gedichte in der Hand. Wenn sie ein galanter Reisegefährte fragte, was sie da für ein interessantes Buch lese, dann warf sie sich in die Brust und erwiderte stolz, und mit Hochgefühl: „Das sind die schoenen Gedichte von dem großen Dichter Goethe. Zu dem fahre ich jetzt und besuche ihn.“

Sie freute sich dann gewaltig, wenn sie ein bewundernder Blick ihres Nachbarn streifte.

Die Reise ging gut von statten und am vierten Tage kam sie in Weimar an. Es dämmerte bereits. Sie begab sich in das nächstgelegene Gasthaus „Zur goldenen Sonne“ und zog an demselben Abend noch bei dem Wirth Erkundigungen ein, wie sie wohl am besten Gelegenheit finden würde, den Dichter zu sehen und wenn möglich zu sprechen.

Der Gastwirth schien aber ein Skeptiker zu sein. Bei aller Freundlichkeit seines Wesens, mit der er sich bereit erklärte, der Frau Puske in ihrem Vorhaben behilflich zu sein, glaubte er ihr doch nicht verhehlen zu dürfen, daß die Sache durchaus nicht so einfach sei, als sie wohl denken mochte.

„Nanu“, meinte Frau Puske und sah dabei bedeutungsvoll auf ihre Hände, die mit Ringen und Edelstein förmlich inkrustirt waren. „Goethe ist ein großer Dichter, aber eigentlich doch noch nur ein Mensch.“

„Wohl, wohl, Madame“, versetzte der Wirth, „aber ein außerordentlicher Mensch und bei solchen ist es schwer . . . Doch wir wollen das Beste hoffen.“

Am anderen Tage versüßte sich Frau Puske nach dem Hause Sr. Czellenz, wurde aber nicht vorgelassen. Mißmuthig begab sie sich wieder in ihr Gasthaus zurück. Dort aber hatte unterdessen der Wirth seinen Gästen erzählt, daß eine Frau aus Berlin bei ihm abgestiegen sei, die eigens nach Weimar gekommen sei, Goethe zu sprechen, und unter diesen befand sich ein Weimarer Bürger, dem die Hausordnung Sr. Czellenz genau bekannt war. Als daher Madame Puske in das Zimmer trat und sich der Gastwirth bei ihr erkundigte, ob sie den großen Dichter gesprochen hätte, antwortete sie kurz: „Ne, abgewiesen.“

Jetzt näherte sich ihr der bereits erwähnte Gast und sprach sie folgendermaßen an: „Madame, bei Goethe kommen Sie so leicht nicht vor. Da können Sie noch hundertmal hingehen. Folgen Sie meinem Rath; schleichen Sie sich in das Haus und gehen Sie dann die Haupttreppe hinauf, sobald ein Wagen vor der Thüre hält, was Nachmittags um halb 4 Uhr regelmäßig der Fall ist. Auf dem oberen Absatz werden Sie links eine Doppel-Statue sehen, dahinter verstecken Sie sich und warten, bis Goethe aus der Thür tritt, auf deren Schwelle das Wort: „Salve“ steht. Er liebt dergleichen Huldigungen und Sie werden ganz gewiß freundlich aufgenommen.“

Frau Puske befolgt pünktlich die ihr von dem fremdblichen Gaste gegebenen Anweisungen und steht am nächsten Tage zur festgesetzten Stunde hinter der Statue. Mit pochendem Herzen wartet sie auf die Ankunft des Dichters.

Da geht die Thür auf und Goethe erscheint in seiner vollen imponierenden Größe, den Hut in der rechten Hand, mit der er gleichzeitig noch den Zipfel seines linken Mantelslängels hält. An seinem blendend weißen Halsstuch schimmert ein großer Amethyst und sein volles Haar umgibt in wellenartigen Linien seine klassische Stirn, auf der Ernst, Größe und Hoheit thronen.

Wie die Frau Puske des Dichters ansichtig wird, tritt sie sogleich aus ihrem Versteck hervor und redet ihn mit den Worten an: „Bin ich endlich so glücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?“

Verwundert sieht sich Goethe um und fragt: „Kennen Sie mich, Madame?“

„Jott, wer sollte Ihnen nicht kennen? Fest gemauert in der Erde, steht die Form aus Lehm gebrannt!“

Goethe lacht und erwidert: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen. Adieu, Madame!“ Damit ging er an ihr vorüber.

Die aesthetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, als sie dem fremden, freundlichen Herrn im Gasthause ihren Besuch erzählte, und von ihm hören mußte, wie schmächtig sie sich blamiert habe. Sie schwor hoch und theuer, Rache zu nehmen an dem schwarzen Kraushaar und dessen noch schwärzerer Seele und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

Vorsicht!

Leute, die das Leben wüßzen
Durch das felse Bergferthum,
Pflügen meistens „abzustürzen“,
Wenn belledert auch mit Ruhm.

In den Gründen, in den Spalten
Ist Komfort da keinerlei.
Oben kann man sich nicht halten,
Unten fällt man sich entzwei.

Darum — seht ihr euch nach Thaten
Und nach schnödem Nervenreiz —
Ist die Fahrt nicht anzurathen
Nach Tirol und nach der Schweiz.

bleibt im Land' und nähert euch röthlich!
Steigt zu Berg hier ein Tourist,
Ist ein Absturz niemas tödlich,
Wie längst nachgewiesen ist.

Aullert man den Berg herunter,
Geht's nicht ins Verderben hin.
Immer fällt man wohl und munter
In ein gutes Wirthshaus rin.

Dem am Fuße deutscher Höhen,
Aller deutschen Hügel schon
Wird ein Wirthshaus immer stehen,
Reist mit Fremdenpension.

Fleiß'ge Hände allerwegen,
Nuhelbetten, Stuhl und Bank
Sind bereit schon, dich zu pflegen,
Fertig steht schon Speis' und Trank.

Stets findest du die Fernsprech-Kaufe
Und auch eine Inschrift an:
„Alle Bäder gleich im Hause.“
„Täglich Omnibus zur Bahn!“

Läßest du dich nicht mehr halten,
Dann spedirt man dich nach Haus.
Auf den Schweizer Gletscherpalten
Kämst du lebend nicht nach Haus!

Wau-wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Ein Geburtstagsgedicht.

Der Schlächtergeselle Waldeemar Wienrich hat seinem ehemaligen Freunde, dem Schreiber Müller einige Ohrfeigen ver-setzt. Er steht nun vor dem Richter, und versucht seine That zu rechtfertigen.

Richter: Hatte man Ihnen denn so heftig mitgespielt, daß Sie sich zu Thätlichkeiten hinreißen ließen?

Angell.: Aber nicht zu knapp. — Mein janet Lebensjliche hätt' er mich beinahe zerstört, der Laulejunge.

Richter: Lassen Sie alle beleidigenden Aeußerungen bei Seite.

Angell.: Wenn Sie wüßten, Herr Gerichtshof, wieso ich den Kerl n' paar jelscht habe, dann hielten Se mir for jerechtfertigt, det kann ich Ihn' blos sagen.

Richter: Das möchten wir gern wissen.

Angell.: Desto besser. — Wer mir kennt, weech, det ich keene Baddeisen an een Unschuldigen austheile, aber wer mir wieder kennt, der weech ooch, dat ich den, der mir uzt und dauft, nich ganz schlecht dabimse. Un wat der Schreiber war, der hatte et verdient. Ich treff'n, jerade an Geburtsdag von meine Braut, — det is ne Schlossersdochter aus'n jrienen Wech. Ich hatte den Blumenstrauß schonst mang meine Fingern. Da meen er: „Wat? Sie woll'n det Mächen so mit'n kiehlen Pudet vor de Dogen dreten? Det is ja ganz unmodern. Jeben Se 'ne jroße Weiße mit 'ne Strippe zum Besten, da mach' ich Ihn' n' feinet Jebicht zu.“ Na un det leucht' mir in. Also ich spendirte un er, wat eben der Schreiber is, dich't los. Un wie er fertig is, ich sag Ihn, Herr Gerichtshof, et jing eens, zwee, drei —, er schlitterte man so mit de Feder lebert Papier, — also wie er fertig is, steckt er't jleich rin in't Kuwert, pappt et zu, schreibt drauf: Un jreilein Marie zu't Wiejensefste!“ — un jiebt et mir. Ich fragbe, wie't Jebichte ausjefallen is, ma meent er: „Schade, det ich den Brief schonst zujemacht habe, na ich sage Ihn', Ihre Braut wird Dogen machen. Et is een riehrefdet Jebichte!“ Na, un damit beruhigte ich mir un joch los zu mein Mariechen. Wie ich hinkomme, war se noch bei de Tojilötte un de Mutta nimmt det Pudet un det Jebicht un drächt et rin zu se. — Uf eenmal hör' ich wie meine Wieje laut uffschreit un aus de Thür sterzt meine Marie ihr Bata, schmeißt mich den Strauß an Kopp, det ooch un mir de Treppe runter. Ich wußte nich, woso un wodrum. Da lese ich mir det Jebicht durch. Hier is et:

Wenn Du einst gestorben bist
Als ein frommer, guter Christ.
Wenn der Tod, so grimmig graus,
Dir das Lebenslicht blies aus,
Wenn Du fahren wirst zur Gruft
Und verbreitest Leichendust, —
Ob Dich Leichenträger tragen,
Ob Du fährst im Leichenwagen, —
Dann folgt hinter Deiner Bah'r
Trauernd tief Dein Waldeemar.

Wenn Dich auch die Maden fressen
Nimmer wird er Dich vergessen.
Und mit thränenreichen Widen
Wird er Deinen Hügel schmücken;
Vergiftmeinnicht und Rosmarin,
Ephen und auch Immergrün
Pflanzet auf Dein Grab fürwahr,
Weinend dann Dein Waldeemar.

Wat? Det is 'ne Nummer zu'n Geburtsbach for'n zwan-
zigjähriget Mädchen! Also id lange mit den Müller un hab' ihn
vahaun, det ihn det Verschmachen vajangen is. Mit Müß' un
Noth hal' meine Nieze und den Schlossermeister wieder beru-
higt. Det hätte mir ja det ganze Lebensliede kosten könn!

Der Angeklagte wird freigesprochen.

Ungef.: Wat id noch sagen wollte, in Herbst heirathe id
mein Mariechen.

Langeweile.

In Wiesbaden ist sie nicht unbekannt,

Die Göttin, in frischer Gesundheit strogend;

Frau Langeweile ist sie genannt,

Ein Weibsbild, blöb mit den Fischeugen glozend.

Vor Jahren war sie wenig beliebt

Und man suchte durch fleißiges Lesen und Schreiben

Und mit allen Künsten, die es mir gibt,

Die Frau Langeweile rasch zu vertreiben.

Man hat die Leihbibliotheken gepflegt,

Der Freunde Stammbuch mit Versen verschandelt,

Man hat gebrandmalt und laubgesägt

Und wild das Klavierhimbels mihant.

Wir wurden aber nervös mit der Zeit

Durch Eilen und Hasten und Schieben und Drängen,

Neurasthenie ist die Modekrankheit,

Die ihre Opfer einfordert in Mengen.

Mit einem Male wird uns nun klar

Daß wir uns haben schände versündigt,

Daß uns Frau Langeweile nötig war,

Die Göttin, der wir die Wohnung gekündigt.

Nun suchen wir sie im Nordsee-Bad auf,

Auf Alpenbergen, in Thalgründen unten,

Wir bauen ihr hier Altäre zu Haus

Und opfern ihr gern die köstlichsten Stunden.

Wie gut ist's, wenn sie mit der fleischigen Hand

Die kranken Nerven streichelt uns wieder

Und mit ihrer Schwester, Faulheit genannt,

Auß neue stärkt uns're zittrigen Glieder.

Nicht Arznei oder Operation

Kann dem Nervösen Rettung noch zeigen.

Frau Langeweile, vor deinem Thron

Will ich in Demuth ersterbend, mich neigen.

Wau-wau.

Ein bescheidener Wunsch.

Ich spiele in der preuß'schen Lotterie
Schon 20 Jahr! Doch andere sind wohl dummer;
Denn sie gewinnen. Ich gewinne nie,
Las in der Zeitung niemals meine Nummer.

Damit ich sie gedruckt seh' einmal nur

Damit ich endlich werde ganz zufrieden,

Gibt mir das Glück, das ich noch nie erfuhr

Und druckt einmal die Liste aller „Nieten.“

Wau-wau.



Die Hoteldraube.

Bahlsellner zum Gast, der beim Begleichen der theuren
Rechnung verschiedene Briefe expediren will: „Wünschen Sie
vielleicht noch Briefmarken?“

Gast: „Buerst müssen Sie mir sagen, was sie kosten.“

Trägerische Bärtlichkeit.

„So zärtlich sind Sie noch immer zu Ihrer Frau, daß Sie
sie bloß „meine Taube“ nennen?“

„Ach, das hat einen anderen Grund, ich nenne sie nur im-
mer so, weil sie nie auf mich hört.“

Spiritisten.

„In unserer gestrigen Versammlung zitierten wir auch den
Geist eines Touristen— der verlangte sofort zwei Duzend An-
sichtskarten.“

Summarisch.

Fräulein: „Was hat denn der Priesträger gebracht, Anna?“

Dienstmädchen (die Ansichtskarten übersiegend): „Zusam-
men 8000 Küsse, davon sind aber 2000 für mich.“

Nicht tröstlich.

Hausfrau: „Ich hoffe, wir werden recht gut miteinander
auskommen.“

Neue Köchin: „Was gibt's doch für Optimisten!“

Aus dem Aufsatze einer höheren Tochter.

Die gehegte Gense sprang von Klippe zu Klippe. Endlich
konnte sie nicht mehr weiter. Vor ihr gähnte der Abgrund und
hinter ihr der Verfolger.

Ihre Auffassung.

Mina: „Nun, wie geht es Dir in Deinem neuen Posten, wie
ist Deine Herrschaft?“

Gusti: „Ach das ist eine knauserige Bagage! Im Winter
gehen sie nach Italien, um Kohlen zu sparen, und im Sommer
an's Meer, damit ihnen das Baden nichts kostet.“

Hotel „Alpenruhe.“

„Können Sie denn bei dem fürchterlichen Getöse, das der
Wasserfall da drüben macht, schlafen?“

„Gewiß, Nachts bellt 'n Hund immer so laut, daß das Ge-
räusch vollständig übertönt wird.“

Aus Badfisch's Tagebuch.

Hans ist doch ein allerliebster süßer Bengel! Er hat in der
französischen Arbeit, wie ich, 23 Fehler. Wir passen also gut
zusammen.

In Gefahr.

Herr (für sich): „Um Gotteswillen, wenn mich meine engen
Stiefel nur nicht ins Verderben stürzen! — Bei jedem Seuf-
zer wird meine Tischnachbarin liebenswürdiger!“

Praktisch.

Frau (zu ihrem Mann, der eine Reise antritt): „Damit
Du nicht vergisst, lieber Mann, mir einen Theatermantel mit-
zubringen, werde ich Dir alle Briefe postlagernd unter der
Chiffre „Theatermantel“ senden!“

Zur Kurzeit.

Arzt: An die Riviera wollen gnädige Frau? Das geht nicht,
Ihr Zustand erlaubt dies nicht.

Dame: So? Bin ich vielleicht gar krank, Herr Doktor?

Verknapp.

Fremder: Warum ist denn das Parterrefenster so dicht ver-
hangen; ist Jemand krank bei Ihnen?

Schlächtermeister: Bewahre, das ist ja die — Wurstküch'!

Großartig.

... Sie haben sich von Ihrem Manne scheiden lassen?

Köchin: Jawohl, wir hatten fortwährend wegen Eheirru-
gen Unstimmigkeiten!

Ländlicher Ersatz.

Tourist: Ich möchte gern um 4 Uhr morgen früh geweck-
werden! —

Wirth: Schön — ich hab' momentan keinen Hausburschen
werd' Ihnen also den Gockelhahn in Ihr Zimmer thun!

Zu ängstlich.

Sie: Schäm Dich, Hans, Du hast die Köchin geküßt! —

Professor: Nach' um Himmelswillen davon kein Aufhebens
liebe Frau, sonst kommt es ins Konversationslexikon!

Das Aergste.

Badfisch: Tante, denk' Dir, der Leutnant hat mir eben
einen Fuß gegeben, dieser unverschämte Mensch und dazu noch
in Civil.

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Pommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.